

# Montags-Ausgabe. Berliner Börsen-Courier.

Morgen-Ausgabe.

Abonnements-Preis: Vierteljährlich für Berlin excl. Bringerlohn 5 Mk. 50 Pf., für ganz Deutschland und Oesterreich 7 Mk. 50 Pf. Insertions-Gebühr: die viergespaltene Petitzeile 40 Pf.

Diese Zeitung erscheint wöchentlich 13 Mal.  
Als besondere Beilage erscheint allwöchentlich die „Verloosungsliste“.

Redaction und Expedition: Zimmer-Strasse 40/41.

No. 348.

Montag, 13. Juli

1885.

## Journalistischer Unfug.

Welche Erfolge der leitende Staatsmann Deutschlands in seinem thätigen Leben auch errungen hat, eines ist ihm nicht geblieben: die Meinung oder auch nur die Anerkennung des Pariser Correspondenten der „Times“ zu gewinnen. Wenn es einen Trost für so großes Unglück giebt, so mag derselbe darin bestehen, daß solche Anerkennung in überhöchlichem Maße anderen Staatsmännern gezollt wird, deren Bedeutung mit derjenigen des Fürsten Bismarck zu messen für den Letzteren eine Beleidigung wäre. Herr Oppert aus Bismarck, der langjährige Berichtserstatler der „Times“ in der französischen Metropole, ist ein Mann, der trotz seiner bescheidenen Fähigkeiten, Dank dem Blatte, für welches er wirkt, ist, einen gewissen Erfolg errungen hat. Er hat Zutritt bei gewissen französischen Staatsmännern, er verkehrt in den Circeln der Chausée d'Antin, er erhält Mittheilungen, die von ihren Urhebern dazu bestimmt sind, durch das weitverbreitete und einflußreiche Citoyblatt an die große Glocke gehängt zu werden. Diese Erfolge haben nach und nach in Herrn de Blowitz, welchen Namen er, seines besseren Klanges wegen in Frankreich angenommen hat, einen Erbsegen weigert, der sich in den bedenklichsten Symptomen kundgibt. Herr de Blowitz bildet sich ein, am Besten der Zeit zu sitzen und dem Gespinnst, das aus diesem Weisheitshepore geht, durch seinen Einschlag das Weisheit zu geben. Er ist überzeugt, bei allen wichtigen politischen Affären, die während des letzten Jahrzehnis in Europa stattgefunden haben, einen bestimmten Einfluß auf die Entschickungen der Cabineten gehabt zu haben; er bringt Freundschaften zusammen und auseinander, er spricht ein Wort über Krieg und Frieden mit, er deckt die Intrigen der Staatsmänner auf und verhindert durch seine Feder die Ausführung unheilvoller diplomatischer Pläne. Wenn irgendwo in Europa eine Intrigue gesponnen wird, flugs erhält Herr von Blowitz davon Kenntniß, er schreibt einige Zeilen an die „Times“, und das Unheil ist abgewendet. Natürlich kann eine so ausgezeichnete Thätigkeit nicht ohne Einfluß auf die Mächtigen dieser Welt bleiben, die sich um die Gönnerschaft des Herrn von Blowitz bewerben, die Alles ausbieten, für ihre Absichten sich seiner Unterstützung zu versichern, die er aber, tugendhaft und selbstlos wie er ist, ein wahrhaft anstößiger Charakter, nur denen zu Theil werden läßt, die seiner Protection würdig sind. So ungefähr stellt sich das Bild dieses Galizischen Notarries in seinem eigenen Kopfe dar, so zeichnet er sich in seinen Correspondenzen, und die Leser des Weltblattes müssen hartgesottene Skeptiker sein, wenn sie an den Versicherungen des Mannes Zweifel hegen können, die mit einer unübertrefflichen Ernsthaftigkeit abgegeben werden, welche den Beweis dafür liefert, daß er selbst in guten Glauben handelt, daß er von der hohen Bedeutung seiner eigenen Thätigkeit vollkommen überzeugt ist.

Ein ergreifendes Bild von Wilhelm von Kaulbach stellt den Hof eines Zarenpalastes dar, in dem wir die Anwesenheit desselben erblicken, ein jeder eine besondere Art der Herrlichkeit repräsentierend. Da giebt es denn auch einen Mann, der, vom Großemohn befallen, irgend einen unangenehmen Gegenstand, den er für eine Krone hält, auf's Haupt gestülpt, ein Laten als Königsmantel um die Schultern geschlungen und einen Stab als Scepter in der Hand haltend, dargestellt ist. Wie harmlos erscheint der Großemohn dieses hinter Kegel und Mauern eingeschlossenen Mannes gegenüber demjenigen des Pariser „Times“-Correspondenten, der fortwährend Dinge in die Öffentlichkeit bringt, welche geeignet wären, arge Verwirrung in dem Urtheil seiner Leser anzurichten, wenn nicht doch schließlich die allgemeine Meinung sich dahin festgesetzt hätte, daß man es in diesen Auslassungen mit den Kundgebungen einer Nartheit zu thun habe, die man belächelt und der man eine ernstliche Bedeutung von keiner Seite beimißt.

In den Tagen des Berliner Congresses war es, in denen sich Fürst Bismarck die Meinung des Herrn de Blowitz zuzogen hatte; seitdem steht dieser wackere Kämpfer für das Recht auf der hohen Warte und bemüht sich mit ebenso vielem Eifer als Ungeduld die diplomatischen Intrigen des Deutschen Reichsanklagers aufzudecken und sie dadurch unschädlich zu machen. So ist es Herrn de Blowitz gelungen, den Kaiser Alexander über die Mängel des Deutschen Staatsmannes aufzuklären, und es scheint nach den Andeutungen des Pariser „Times“-Correspondenten diese Aufklärung allein gewesen zu sein, welche den Kaiser Alexander III. und Herrn von Giers daran verbandert hat, sich in einem Krieg mit England zu fügen, dessen Ausbruch vom Fürsten Bismarck so lehrlich gemindert wurde, wahrscheinlich weil derselbe beschäftigt hat, während eines solchen Krieges im Trüben

zu fischen und auf Kosten der kriegsführenden Mächte seine eigenen Interessen resp. diejenigen des Deutschen Reiches zur Geltung zu bringen. Welch ein Glück, daß Alexander III. seiner Zeit die „Times“ gelesen und den Enthüllungen des Herrn von Blowitz Glauben geschenkt hat, welche unglückliche Unheil ist der Welt dadurch erpart worden! Was aber Deutschlands Interessen betrifft, so ist es ganz recht, daß Herr von Blowitz denselben nicht die mindeste Berücksichtigung zu Theil werden läßt. Warum hat auch Fürst Bismarck den in Paris so vielfach seitens Correspondenten während seiner Berliner Anwesenheit so schön behandelt, warum ist er nicht weislicher gewesen und hat sich, wie so viele andere einflußreiche Personen, nicht um seine vielvermögende Günstigen bemüht? Man sieht, auch ein großer Staatsmann irt mitunter, denn würde Fürst Bismarck Herrn von Blowitz die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt haben, so hätten wir heute den schönsten russisch-englischen Krieg und Wunter uns über das viele von Engländern und Russen vergossene Blut freudig in's Häußchen lachen.

Daß Herr von Blowitz seiner lebhaften Einbildungskraft die Zügel schießen läßt, kann unmöglich befremden, daß aber ein Blatt von dem Range der „Times“, trotz aller üblen Erfahrungen, die es mit Berichten ihres Pariser Correspondenten gemacht hat, denselben fort und fort Aufnahme gewährt, müßte befremdlich erscheinen, wenn man nicht bedächte, daß auch ernsthaft politische Blätter mitunter humoristische Mittheilungen bringen, welche zum Ergötzen ihrer Leser bestimmt sind. Wir wollen zur Ehre der Feder der „Times“ annehmen, daß ihnen die belustigende Seite in den Pariser Correspondenzen des Citoyblattes nicht entgeht, eine ernsthafte Würdigung oder Überlegung dürfte derartiger journalistischer Unfug nicht erfordern.

## Die Politik.

Ueber den Stand der Frage wegen Regelung der Zollverhältnisse zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn melbet man der „Post“ aus Wien: Die ungarische Regierung überreichte schon am zwanzigsten Juni dem Oesterreichischen Cabinet ein Elaborat bezüglich der Herstellung pragmatischer Verhältnisse zwischen Oesterreich-Ungarn und Deutschland. Der „Pester Lloyd“ giebt eine Analyse der ungarischen Vorschläge. Hiernach stellen Deutschland und Oesterreich-Ungarn ihre Zollsätze untereinander fest, während sie fremden Staaten gegenüber zu eigenen Gunsten eine differentielle Behandlung anwenden. Jeder Staat fixirt auf seinem Gebiete die zu erhebenden Zollsätze autonom. Beide Theile sichern sich aber gegenseitig positive Vorteile gegenüber den Provenienzen aus anderen Staaten zu, respective sie vereinbaren für solche Provenienzen höhere Sätze, die ohne gegenseitige Zustimmung nicht geändert werden können. Nicht alle Artikel des Waarenverkehrs werden gebühren. Kaffee, Reis, Süßfrüchte, Colonialwaaren bleiben außerhalb der Vereinbarung. Die Zollgebiete von Deutschland und Oesterreich-Ungarn würden während der ganzen Vertragsdauer gegenüber den übrigen Staaten ein Ganzes bilden. Verträge mit fremden Staaten dürfen Deutschland und Oesterreich nur im gegenseitigen Einverständnis schließen, und diese Verträge würden wieder nur den Inhalt haben, daß der betreffende Staat dem Deutschen-Oesterreichischen Bunde beitrete und die gleiche differentielle Behandlung gegenüber den übrigen Staaten eintreten ließe. Das Oesterreichische Cabinet prüft nunmehr das ungarische Elaborat.

Die Russification der Deutschen Ostsee-Provinzen in Rußland nimmt ihren Fortgang. Den ersten Schritt hat die Einführung des russischen Schulgegenstandes. Hiernächst war das Signal zu weiteren umfangreichen administrativen Reformen gegeben, welche den Zweck haben, die Deutschen Provinzen ihres autonomen Charakters zu entkleiden. Mit den Mitteln hierzu ist man nicht sehr wählerisch. Selbst in Kurland, das bisher von Russischen Einflüssen frei war, beginnt der neuernannte Gouverneur Manjog seine Herrschaft mit der Drobnanz, daß die Magistrat und Bürgermeister ihre Correspondenz mit den Gouvernementsbehörden ausschließlich in russischer Sprache zu führen haben. Die städtischen Behörden, so schreibt man der „Post“, befinden sich deshalb in nicht geringer Verlegenheit, von wo sich Knall und Fall russisch schreibende Beamte hernehmen sollen, abgesehen davon, daß sie ihre alten, im Dienste grau gewordenen Kaiserlichen verabschieden müssen. Viele höhere Beamte resigniren freiwillig auf ihre Stellen, da sie, in Folge der Unkenntnis

der russischen Sprache in Conflict mit den vorgeordneten Behörden zu kommen, Gefahr laufen. So kam der Bürgermeister von Riga, Dr. Büchner, um Enthebung von seinem Amte als Vorsitzender der Recrutirungs-Commission ein, da der Gouverneur angeordnet hatte, daß die Commission in russischer Sprache zu verhandeln habe. Als Consequenz dieser Maßregeln ist der Beschluß des Reichsraths zu betrachten, wonach die Behörden der Deutschen Ostseeprovinzen kein Recht zur Erhebung von Gebühren für Deutsche Uebersetzungen von in russischer oder lateinischer Sprache abgefaßten Schriftstücken haben. Daß unter diesen Umständen die Umwandlung der Deutschen Universität Dorpat in eine russische nur als eine Frage der Zeit erscheint, ist selbstverständlich. — Auch die den Polen gegenüber befolgte systematische Entnationalisirungs-Politik dürfte diejenigen, welche von einer Auslösung der beiden Nationen schwärmen, vollkommen enttäuschten. Der Bericht des Generals Gurko an den Kaiser, dessen Inhalt in ausländischen Blättern veröffentlicht wurde, beweist, daß Gurko mit seinen bisherigen Russifications-Maßregeln nicht zufrieden ist, und weitere strengere Maßregeln für notwendig hält. Vor Allem handelt es sich um die Aufhebung der einzigen, noch bestehenden polnischen Institution: des polnischen Theaters. Bekanntlich erhält dasselbe eine Staatssubvention, die früher 80,000 Rubel betrug, zuletzt aber auf 30,000 Rubel ermäßigt wurde. Nun muß man die Anhänglichkeit kennen, welcher jeder polnische Warschauer Einwohner für sein Theater hat, so daß Theaterfragen in Privatspielen sowohl als auch in öffentlichen Blättern wie wichtige Staatsactionen besprochen werden, und man wird den Schmerz begreifen können, welchen jeder Pole mit dem Verschwinden seines Lieblings-Instituts empfinden würde. Dennoch dürfte die Umwandlung nicht so schnell vollzogen werden, und zwar aus materiellen Gründen. Es würde nämlich von russischen Theatervorstellungen jeder Pole demonstrativ fernbleiben, und die Zahl der Russischen vermögenden Einwohner ist kaum hinreichend, ein Provinzial-Theater zu erhalten. Allerdings könnte die Regierung die Subvention bedeutend erhöhen, doch würde sie damit nicht viel erreichen. Jedenfalls macht man sich zunächst auf neue Einschränkungen, wie z. B. gänzliche Entziehung der Subvention, gefaßt.

Der von den gemäßigten republikanischen Gruppen in Frankreich erhobene Wahlaufbruch spricht sich für eine Beschränkung des Militärdienstes in den mit den Erfordernissen der Landesverteidigung verträglichen Grenzen sowie für wirtschaftliche Verbesserungen, namentlich für eine Abänderung des Abgabewesens und für die ernstliche Herstellung des Gleichgewichts im Budget, aus. In Bezug auf die Frage der Trennung der Kirche vom Staate heißt es in dem Aufsatze, wenn es bezüglich dieses Punktes Meinungsverschiedenheiten in der republikanischen Partei gebe, so könne man doch in Uebereinstimmung sein über eine Politik, welche die Freiheit des Gewissens achtet, aber entschieden ein Priesterthum bekämpfen wolle, welches unter der Maske der Religion nur eine Vereinigung aller der Republik feindlichen politischen Parteien sei. Der Aufsatz verweist eine jede äußere Politik der Abenteuer und verlangt eine würdige und feste Politik; er schließt mit der Aufforderung an die Wähler, sich in der republikanischen Union gegen die Monarchisten zu vereinigen. Der Aufsatz wurde fast von allen Anwesenden gebilligt, trotzdem läßt sich noch nicht voraussagen, ob er auch in den beiden Kammern eine entsprechende Anzahl von Unterschriften erhalten wird. Mit, welcher der Versammlung nicht anwohnte, und dessen Freunde sowie ein größerer Theil des linken Centrums des Senats werden denselben wohl nicht unterzeichnen. Der linke Flügel der republikanischen Vereinigung soll ebenfalls mit seiner Unterschrift unter dem Spuller'schen Schriftstück noch zurückhalten. Die allgemeine Meinung in der Kammer war übrigens, daß der Aufsatz nur wenig Einfluß auf die Wähler ausüben werde. Die Regierung selbst steht keineswegs auf Seiten der Gambettisten und sie wird sich nach Schluß der Session vollständig von ihnen trennen. Wie verlautet, wird dann auch Alphonse Turgot, der heutige Minister des Innern, der sich mit den Führern der Gambettisten zu sehr eingelassen hat und außerdem kein genügendes Ansehen bei seinen Beamten besitzt, beiseite geworfen und an seine Stelle der jetzige Unterrichtsminister Goblet treten, einer der rüchmigen Feinde der Gambettisten.

Ueber die tumultuarische Scene in der Freilassungsbewegung der französischen Depuirtiertenkammer wird ausführlicher berichtet: Bei der Beratung über die directen Steuern greift Baron Macdonald (Monpartist)

die Finanzpolitik unter der Republik an und wirft ihr vor, die Ausgaben vermehrt zu haben; die Opposition habe zwar eine gewisse Vermehrung derselben gutgeheißen, sich aber stets einer Verschleuderung widersetzt, wie sie die Regierung bei Gelegenheiten der Ausgaben für Schulen, für Confin und um den „Auftrieb“ (nämlich die Opfer des Napoleonischen Staatskrieges vom 2. December) zu belohnen, getrieben habe. Letztes: Der 2. December war Auftrieb! — Madier de Montjau: Die Republikaner müßten das Verbrechen vom 2. December mit zwanzigjähriger Verbannung bestrafen! — Der Präsident fordert Madian auf, seinen Ausbruch zurückzunehmen, er bürste die Verteidiger des Gesetzes nicht mit Auftrütern verwechseln. Madian sagt, er stelle Madier und seine Freunde nicht mit gewissen Auftrütern auf eine Stufe, welche man mit Gehalt zur Ruhe gesetzt habe. Präsident: Sie verstoßen gegen die der Kammer schuldige Achtung. — Madian: Ich greife nicht die Beschlüsse der Kammer, sondern die Anwendung des Gesetzes an. — Letztes wiederholt, daß der 2. December ein Verbrechen gewesen sei. Madier (Bonapartist): Das ist eine politische Ansicht, die einen halten den Tag für ein Verbrechen, die andern sind nicht dieser Meinung. (Lärm.) Der Präsident ruft Madian zur Ordnung und erklärt den Zwischenfall für erledigt. Madian sagt, die Pflicht der Opposition sei damit erfüllt, und jetzt werde das Land richten. Madier de Montjau: Fünfundsiebzig Jahre sind seit jener Wapungung der bejournierten Treue verstrichen, seit jener Zeit, wo ein Mensch die Gesetze umstieß, Blut vergoß und die Verteidiger des Rechts in die Verbannung schickte, und heute findet sich Jemand, um die Meinungen zu feiern und die Opfer derselben zu beschimpfen. (Weiß laut.) Sobald Frankreich nicht mehr mit seiner Verteidigung beschäftigt war, war es nach seiner Befreiung seine erste Pflicht, die Verbrechen zu verurteilen. Die öffentliche Meinung sprach dieses Urtheil aus, und jedesmal, wenn dieser Gegenstand wieder zur Sprache kommt, wird das Volk die „Verbrecher“ zu brandmarken wissen. (Weiß laut.) Baron Vaujour (Bonapartist): Den 2. December hat die Abkündigung des ganzen Französischen Volkes gebilligt. — Jolibois (Bonapartist): Nach Madier müßten wir diese Seite aus dem Buche unserer Geschichte herausreißen, aber man kann nicht behaupten, daß kein Urtheilspruch bestanden habe angefaßt der Thatfache, daß das Volk mit sieben Millionen Stimmen entschieden hat. — Comte: Das ist eine Unverständlichkeit! — Jolibois: Diese Unterbrechung kennzeichnet den Urheber als einen Flegel. (Lärm; Jolibois wird zur Ordnung gerufen.) Jolibois: Ich gebe nicht zu, daß man den 2. December zum Verbrechen stempelt, die ganze Nation hat ihn gutgeheißen! Gambetta hat einmal gesagt, daß in demokratischen Regierten Staaten ein Volksbeschuß das göttliche Recht erzeuge, die Republik aber hat niemals einen Volksbeschuß gewollt; an dem Tage, wo sie die Weisheit derselben erhalten wird, werde ich keine Opposition mehr machen. Aber die günstige Gelegenheit hat man vorübergehen lassen, man muß das Volk fragen, ob es die Republik will, so lange das nicht geschieht, hat das Kaiserreich das Recht, zu behaupten, daß es einzig und allein von dem Volkswillen eingeleitet sei. — Letztes: Ich verstehe nicht, wie man ein Kaiserreich verteidigen kann, welches die Nationalversammlung verurtheilt, welches die allgemeine Abstimmung zu seinen Gunsten gefährt, welches Frankreich Sedan geführt hat. Das Land wird sich wundern, daß man es wagt, eine solche Verurtheilung hier in dieser Weise in Schutz zu nehmen. (Weiß laut.) Der Präsident erwidert Jolibois: Wenn ich aus einem Augenblick meine Pflicht als Präsident vergessen könnte, so würde ich doch niemals meine Pflicht als republikanischer Bürger vergessen, und diese zwingt mich, den 2. December zu verurtheilen. (Weiß laut.) Jolibois erhebt gegen die Worte des Präsidenten Einspruch, welche dessen Präsidenten der Kammer unwirksam seien und nur darauf hingielen, Wahlpolitik zu treiben. Der Präsident ruft Jolibois zur Ordnung und läßt den Ordnungsruf in's Protokoll aufnehmen.

Einen längeren Artikel über die Centralasiatische Frage schließt die „Daily News“ mit den nachstehenden Bemerkungen: „Einige der Beweggründe, welche zu der Russischen Eroberung von Centralasien geführt haben, sind unanfechtbar, selbst von dem Gesichtspunkte derjenigen in England, die Rußland am meisten fürchten. Zu einer Zeit war die Thätigkeit Englischer Forscher in Centralasien mehr dazu angeht, Rußland zu beunruhigen, als die Thätigkeit Russischer Forscher England beunruhigen konnte. Mit Bezug auf eine Invasion von Afghanistan als Vorläufer einer Invasion Indiens ist das einzige Ding, welches mit absoluter Gewisheit von Rußland behauptet werden kann, daß es eine Invasion vorzuziehen kann, wenn es ihm beliebt. Wir wissen, daß es einen Schlag gegen Indien thun kann (ob einen zerstückelnden, ist freilich eine ganz andere Frage), aber wir glauben gleichzeitig, daß es keine Absicht hat, diesen Schlag zu thun, wenn es seine Abnung der Orientalischen Frage durch irgend welche andere Mittel erlangen kann. Erstens die Wichtigkeit des Selbstschutzes, und zweitens wohlüberlegte politische Strategie haben für Rußland dessen gegenwärtige vortheilhafte Stellung an den Grenzen Afghanistans gewonnen, welche Stellung es in seiner eigenen Weise zur Förderung seiner individuellen Interessen benutzen wird. Bis jetzt thut es nur, was irgend eine andere Nation in gleicher Lage thun würde; aber ohne die unbekümmerte Strategie nachzunehmen, welche Lord Salisbury und Lord Randolph Churchill gebrauchten, als sie sich nicht im Amte befanden, dürfen wir zugeben, daß England guten Grund haben, sich über das Betragen gewisser Russischer Beamten zu beklagen, die mit der Leitung der Angelegenheiten an der freitigen Grenze betraut waren, und über den darin liegenden Widerspruch mit den Vetheuerungen des Cabinets von St. Petersburg und des Caren selber. Wie dem indess auch sei, die Englisch-Russische Schwierigkeit war so gut als aeterni, die Mrs. Gladstone's Be-

grüßung geführt wurde, und Lord Salisbury kann nichts Besseres thun, als den Fußstapfen seines Vorgängers folgen.“

Hinter den Coullissen.

Wir haben bereits gestern die Nachricht von einem Directionswechsel im „Residenz-Theater“ demontirt. In Bezug hierauf erhalten wir von Herrn Director Anno noch das folgende Schreiben: „Ich habe weber dem Herrn Director Hofenthal, noch hat Herr Director Hofenthal mir eine Affäre betreffs Uebernahme des „Residenz-Theaters“ gemacht und ist an der ganzen Geschichte kein wahres Wort. Ich bin zur Zeit in Berlin, um die Vorbereitungen für die kommende Saison, welche große Anstrengungen an meine Thätigkeit stellt, zu betreiben, so daß ich auf meine Sommerreise verzichten muß. Von „Thobora“ und der zu diesem Drama nöthigen Ausstattung abgesehen, verlangen auch fast alle anderen Novitäten, welche in der kommenden Saison zur Aufführung gelangen, eine sorgfältige Vorbereitung bezüglich der Ausstattung (wie „Denise“, „Clara Soleil“, „Töchter des Herrn Godin“) und bin ich zur Zeit mit diesen Arbeiten beschäftigt.“

Die letzte Saison 1884 bis 1885 ist für die Pariser Theater in punctuärer Beziehung keine sehr glänzende gewesen. Fast sämtliche Bühnen weisen in ihrem Budget im Vergleich zu der vorausgegangenen Saison beträchtliche Minder-Einnahmen auf. Die große Oper hat 371,892 Francs weniger vereininnahmt, als im vergangenen Jahre, die Opéra Comique 52,070 Francs, die Comédie Française 44,553 Francs, das Opéra-Comique 44,567 Francs, die Porte St. Martin 72,192 Francs, das Claiet-Theater 163,978 Francs, die Varietés 539,541 Francs (wahrscheinlich, weil diese Bühne in der „Rübin“ ihren stärksten Kassennagel verloren hat), das Gymnase = Theater 119,988 Francs, das Palais Royal 25,355 Francs, das Boulevard 192,976 Francs, die Nouveautés 44,146 Francs, die Folies Dramatiques 112,087 Francs, das Ambigu 81,209 Francs, die Bouffes Parisiens 211,264 Francs, die Opéra Populaire (Volksoper) 117,034 Francs, das Renaissance-Theater 187,439 Francs, das Claiet d'Eau 80,339 Francs. Vier Theater nur haben gegen das vergangene Jahr eine Mehreinnahme zu verzeichnen, nämlich Cluny 162,654 Francs, Claiet-Theater 80,550 Francs, Beaumarchais-Theater 24,072 Francs und Déjazet 4855 Francs. Alles in Allem hat das Theaterjahr 1884 — 85 2,129,484 Francs weniger ergeben als das Jahr 1883/84. Die für Autorenrechte gezahlten Summen, welche in der vorhergegangenen Saison für Paris die Höhe von 2,108,095 Francs erreichten, betragen in dieser Saison nur 1,863,749 Francs. Differenz: 244,346 Francs. Allerdings ist bei dieser im Verhältnis zur früheren Saison ungünstigen Geschäftslage zu berücksichtigen, daß gerade in der besten Theater-Saison im Herbst des vorigen Jahres in Paris die Cholera ausbrach, und in Folge der Massenwanderung der Fremden und vornehmlich Pariser der Theaterbesuch natürlich ein sehr schwacher war.

In Dumas' „Monsieur Alphonse“, dem Stück, das einst durch Jauner's Darstellung der Hauptrolle auch in Wien zu großem Erfolg hatte, tritt augenblicklich in Pest als „Madame Raymond“ Frau Heppel-Kis, die beliebteste Künstlerin der Dobregyer, auf. Die wunderschöne Frau, die heute ein prächtiges Ungarisch spricht, ist ein gutes Wiener Kind und die Tochter eines Militär-arztes, die in jüngeren Jahren das Magyarisches sich so vollkommen angeeignet hat, daß sie am National-Theater engagirt wird. Die junge Dame hat den Director, wie man der Wiener „Pr.“ aus Budapest schreibt, sie in diesem Stück auftreten zu lassen, und er hätte es gern gethan, doch fehlte ihm für die Rolle der kleinen dreizehnjährigen Adrienne eine Darstellerin. Da kam ihm ein glücklicher Zufall zu Hilfe. Director Paulay ist gemüthlich in seiner Kanzlei und plaudert mit dem Intendanten Baron Podmanichy, der Mancherlei mit ihm zu besprechen hatte. Da pocht's energisch an der Thür und auf das Hinein! Betritt ein junges, wunberhübsches, etwa elfjähriges Mädchen das Bureau. „Bin ich beim Herrn Director Paulay?“ fragt die kleine ohne Furcht und Bangen. „Ja, mein Kind“, lautet die Antwort, „wohin kann ich Ihnen dienen?“ „Ich muß bei der Prüfung ein Gedicht auflesen, der Herr Lehrer hat mir ein trügerisches ausgesucht, das für ein junges Mädchen nicht paßt, da möchte ich Sie bitten, mir ein lauterer auszugeben.“ „Erlaubt hören die beiden ersten Männer die kleine an und Director Paulay fragt, weshalb sie sich gerade an ihn gewendet. Da erzählt das Mädchen, daß die Mama ein Jahr in der Theaterschule gelernt habe, dann aber habe der Papa sie geheiratet, so daß sie nicht zur Bühne gehen konnte. Von der Mama habe sie nun so viel Schönes über den Director gehört, daß sie den Muth gefunden, ihn anzusprechen. Der Aufforderung, etwas vorzulesen, kam das Kind ohne Ziererei und Furcht nach und bewährte dabei ein solch' helles Talent, eine so außerordentliche Begabung, daß Director Paulay in dem jungen Mädchen die gesuchte Darstellerin für die Adrienne gefunden glaubte. Er studirte die Rolle mit ihr ein und bei der Probe waren alle Schauspieler von dem Geite der kleinen Künstlerin überglückt. Mädchen ihr weiter günstige Sterne leuchteten! Für die Französischen Götze, die Anfangs August unter der Führung Ferdinand Lessep's und Alexander Dumas' in Pest eintreffen, wird das National-Theater aus seinem reichen Französischen Repertoire vor Allem die „Denise“ vorbereiten, die in Pest mit großem Effect gegeben wird. Bis dahin wird die Darstellerin der Titelrolle, Fräulein Selby, nunmehr Frau Ludwig Urvary, von ihrer Hochzeitsreise zurückgekehrt sein und ihre künstlerische Wirksamkeit wieder angetreten haben.

Bekanntlich ging dieser Vermählung ein Drama voraus. Das Leben ist eben ein größerer Meister als die Dichter! Diese pflegen zumeist Romane zu schreiben umzuschreiben, die Wirklichkeit ließ diesmal eine ergreifende Tragödie in einem verjüngenden Roman ausklingen.

Nus Salzburg wird berichtet: „Das zum Besten des Mozarteums veranstaltete außerordentliche Concert nahm, Dank der Mitwirkung der Datriosen-Sängerin Fräulein Bruenick und des Hofopernsängers Sommer aus Wien, einen glänzenden Verlauf und ergab für unsere Verhältnisse ein sehr ansehnliches finanzielles Resultat. Fräulein Bruenick trug das Facitativ mit der großen Arie aus „Camion und Dalila“ von Saint-Saëns stilvoll vor und beehrte sich auch als geschmackvolle Liebersängerin. Herr Sommer entzückte das Auditorium durch seine Interpretation des Recitativo und der großen Arie aus „König von Lahore“ von Massenet, dann durch mehrere Lieder; der Künstler wurde so stürmisch acclamirt, daß er mehrere Nummern wiederholen und geben mußte. Das vom Mozarteums-Director Summel geleitete, etwa hundert Musiker zählende Orchester führte nicht nur die Begleitung vortrefflich aus, sondern bewährte sich auch bestens in einigen lyrischen Nummern, namentlich in „Charfreitag's-Raub“ aus Richard Wagner's „Parsifal“. Gütig aus allen Sommerfesten der Umgebung, ja selbst aus Jäl und Münden, wohnten dem Concerte bei. Am 24. September findet das zweite außerordentliche Mozarteums-Concert unter Mitwirkung des Fräulein Bianchi statt.“

Hier und dort.

Unter dem etwas sonderbaren Titel „Arbeiter und ihre Arbeit“ bringt eine Monatschrift in London eine Serie von Artikeln über Verhältnisse des Tages. Einer davon ist der Sägerin Christine Nilsson gewidmet und wir entnehmen ihm das Folgende:

Schon die geringste Bekanntschaft mit Madama Nilsson offenbart, daß in Verbindung mit ihrer schönen Stimme sie in ihrer äußeren Erscheinung noch drei charakteristische Züge besitzt, welche ihre Individualität kennzeichnen. Unter den krausen kurzen Locken des hellen Haars ist eine Stirn, merkwürdig breit, weiß und niedrig, die dem ganzen Gesicht einen gedankenvollen Ernst verleiht, der noch intensiver durch den großen, ruhigen Blick der blauen Augen wird. Das andere Bezeichnende ist ihre Hand, eine Hand weber feinhäutig klein, noch moderner, noch weniger fleischig und groß, sondern eine proportionirte schone, vornehm aussehende Hand. Ein weiterer Reiz ist ihre Unterhaltung. Wer die Schwedische Sprache versteht, behauptet, daß eine Conversation mit ihr, in ihrer Muttersprache ein Genuss sei, wir, die wir sie nicht verstehen, behaupten dasselbe von ihrer Unterhaltung in der Französischen oder Englischen Sprache. Sie schreibt gewöhnlich französisch, aber sie plaudert gern englisch und mit vornehmem Accent. Sie ist stolz auf ihre bauerlich-niedrige Abstammung und erzählt, daß auf allen Heiden, ob nach England, Frankreich oder Amerika, ihre Schätze in einem großen Koffer bei ihrem Bankier deponirt werden. Brillanten und Lorbeerkränze, alle Siegestrophäen ihrer Künstlerlaufbahn, vor allen Dingen aber die alte Violine, auf welcher sie auf dem Jahrmarkt zu Jünglings spielte, wo sie die Aufmerksamkeit des Herrn Kornberlein auf sich zog, der ihre Besichtigung in der Baronin Kenilshusen verschaffte. „Ich bewahre meine alte Violine wie eine Art Fetisch oder spiritus familiaris auf, ich möchte alle Tage darauf spielen, aber man sagte mir, die gebeugte Stellung und große Erregung des Körpers könne meinen Gesang beeinträchtigen. Ich liebe meine alte Fidel, um ihrer selbst willen, und weil sie mich an meine Kindheit unter den Landleuten von Webersdorf erinnert. Sie fragen, ob es denn so etwas Besonderes um das Landleben der Norweger sei? Nun, es hat den Vortheil, daß man stark und gesund heranwächst. Ich, und wir armen Primadonnen brauchen viel Kraft und Gesundheit. Wenn Cure Journalisten die großen Summen anzählen, welche wir für unsere Leistungen erhalten, so unterschätzen oder ignoriren sie Eins dabei: Erlösen muß man Stimme haben, dann, was man Talent oder natürliche Fähigkeit nennt, und dann dauernden, intensiven, ja perpetuellen Fleiß. Aber alle diese Eigenschaften sind geradezu nutzlos, wenn man nicht zugleich stark und gesund ist. Die Hitze und die Kälte auf der Bühne, der schiefe Zugwind, das alles müssen wir ohne Schaden ertragen können. Wir müssen abgehärtet sein wie ein Matrose, mein mehr noch, wie ein Dreifüßgänger.“ Der Berichterstatter fragte, ob denn die tägliche Übung so viel Plauderei im Geselge habe: „Ach nein, wenn wir einmal einsubdirt sind, nicht mehr, da singt man nur, um die Stimme geschmeidig zu erhalten, aber wenn man die Stimme nur zwei oder drei Tage vernachlässigt, so ist sie im Stande, dumme Streiche zu machen, gerade wenn man sie braucht. Natürlich ist jedes Dergau verflücht, einige sind immer an fait, andere so spröde, daß erst wohl nach stundenlangen Exerciren der Stimme dieselbe in Fluß kommt, sei sie sonst an und für sich auch wundervoll. Und wie oft wird es für Affection gehalten, wenn wir behaupten, daß wir genüßigt sind, nur für unsere Kunst zu leben. Ich möchte z. B. so gerne Violine spielen, aber es ist mir nicht erlaubt; ich reite leidenschaftlich gern, aber nur das Fahren ist mir gestattet; ich gebe gern in Gesellschaft, besonders bin ich gern mit Collegen zusammen, aber ich muß so früh wie möglich nach der Vorstellung zu Bett gehen. Daise, der Vater meiner Freundin Victoire, Herzogin de Frías, hat seine Familie immer früh zu Bett geschickt, denn der Geist und die Stimme müßten auch ihre gehörige Ruhe haben. Dann transpiriren unsere Nerven und obendrein. Deister und wenig essen, aber so wenig als möglich trinken, ist die Parole. Hühner, Cotelettes und Vorrede mögen eine monotone Diät sein, aber sie sind das beste Menu für eine Sängerin.“ „Ich glaubte,



